

Benedikt XVI. blickt nach vorn

Die Nahostreise des «deutschen Papsts» war ein Erfolg, trotz den fehlenden drei Worten



CHRISTIAN NÜELIST

Nicht wenige Kritiker haben darauf gewartet, dass Joseph Ratzinger auf seiner ersten Nahostreise als Papst in ein Fettnäpfchen treten würde. Wie würde der erste und letzte deutsche Papst, der die Nazizeit persönlich erlebte, sich in Israel zum Gedenken an die im Zweiten Weltkrieg ermordeten Juden äussern? Seit der Gründung Israels haben erst drei Päpste den jüdischen Staat besucht. Paul VI. weigerte sich 1964, das Wort «Israel» öffentlich zu verwenden. Erst Benedikts Vorgänger Johannes Paul II. stellte die Beziehung zwischen Katholiken und Juden auf ein neues Fundament. Er war der erste Papst, der eine Synagoge besuchte. Der erste Papst, der Auschwitz besuchte. Der erste Papst, der den Staat Israel anerkannte. Der erste Papst, der an der Klagemauer betete. Und der erste Papst, der sich persönlich für den jahrhundertelangen Antisemitismus der Christen entschuldigte. Im März 2000 sprach Johannes Paul II. in Jad Vaschem, dem Ort der Erinnerung an sechs Millionen von Deutschen ermordeten Juden. Als Pole erinnerte er an das Schicksal seiner jüdischen Freunde und nannte die Nazis als Täter beim Namen. Ratzinger hat sich als «Vizepapst» jahrzehntelang für bessere Beziehungen zwischen Katholiken und Juden eingesetzt. Jüdische Führer hatten sich deshalb über seine Ernennung zum Papst gefreut. Doch der Auftritt von Benedikt XVI. in Israel ging nun vielen jüdischen Beobachtern zu wenig weit. Drei Worte und eine Zahl fehlten ihnen in der päpstlichen Rede

in Jad Vaschem: «Sorry», «Mörder», «Nazis», «6 Millionen». Der Vorwurf ist aber unberechtigt. Joseph Ratzinger wollte an der Gedenkstätte absichtlich nicht über seine persönliche Lebensgeschichte, seine deutsche Herkunft und die Schuld der Nazis am Judenmord sprechen. Er hat das bereits oft genug getan. Als Papst beklagte er stattdessen den Holocaust als Tragödie der Menschheit und flehte die Welt an, ein solches Verbrechen nie mehr zuzulassen. Es waren emotionale Worte und Joseph Ratzinger war sichtlich bewegt und tief erschüttert. Der Papst entschied sich aber, in die Zukunft zu blicken. Er richtete seine Nahostreise auf gegenwartsbezogene Ziele aus: Er plädierte für einen Frieden zwischen Israel und den Palästinensern. Er ermutigte die bedrängten Christen im Nahen Osten zum Bleiben. Er predigte den Dialog der Religionen und entwarf so ein Gegenmodell zu Samuel Huntingtons «Kampf der Kulturen». Seine Nahostreise diente dem Frieden von heute, nicht der Bewältigung der Vergangenheit. Benedikt XVI. hat die Prioritäten richtig gesetzt. Zwar sollte der Vatikan seine Archive öffnen und Historiker die unrühmliche, passive Rolle der katholischen Kirche im Zweiten Weltkrieg und den Widerstand gegen die Gründung Israels aufarbeiten lassen. Doch im Nahen Osten, wo «Theopolitik» den Alltag der Menschen seit Jahrzehnten prägt, ist Religion Teil des Problems, aber damit auch Teil der Lösung. Als symbolische Figur pilgerte Joseph Ratzinger an symbolische Orte und heilte so alte und neue Wunden. Dafür verdient der Papst Respekt.

christian.nuenlist@azag.ch

NICOS SEITENST(R)ICH



Von Männern eingebrockt – von Frauen ausgelöffelt?

Wenn in der Krise keiner neue Fragen stellt, ist Intelligenz am Ende

U17-Spieler im Dilemma

Die Schweizer Fussballer zeigen bei der EM ihr Talent, ihre Weiterentwicklung ist aber ungewiss



MARKUS BRÜTTSCH

Nein, einen solchen EM-Abgang hatte sich das Schweizer U17-Team nicht verdient. Zuerst kassierte es ein Tor, das gar keines gewesen war, dann spielte es gegen die Holländer Powerplay, um am Ende doch mit einer 1:2-Niederlage den Final zu verpassen. «Im entscheidenden Moment versagen – typisch schweizerisch!», werden einige sagen. Die Wahrheit aber ist: Diese Schweizer U17 ist bärenstark aufgetreten. Das 1:1 gegen Frankreich, das 3:1 gegen Italien und das 0:0 gegen Titelverteidiger Spanien bestätigen, dass Schweizer Fussballer auf dieser Stufe in Europa zu den Besten zählen; abzulesen auch im Uefa-Ranking mit Platz sechs. Dies ist indes keine überraschende und keine neue Erkenntnis. Man weiss: Die Ausbildung in den Spitzenvereinen und im Verband ist top und die Secondos peppen unsere Natis gehörig auf. Die Krux: Schon in zwei Jahren werden dieselben «Jungs», die ihren Alterskollegen aus den besten Fussballnationen jetzt ebenbürtig oder gar überlegen gewesen sind, an Terrain verloren haben. Schwarz auf weiss im Ranking dokumentiert: Rang 16. Hansruedi Hasler, der Technische Direktor des SFV, bringt es auf den Punkt: «Dann spielen Gymnasiasten und Lehrlinge gegen Profis.» Während sich unsere «Jungs» neben dem Fussball ein berufliches Standbein aufbauen, setzen ihre Kollegen im Ausland auf die Karte Fussball und holen den entscheidenden Vorsprung heraus. Das Projekt der Sportlerlehre wäre eine perfekte Schweizer Antwort darauf gewesen. Der Bund hat es leider mit fadenscheinigen Begründungen gestoppt. So ist es nun an den Spitzenklubs der Super League, die Entwicklung der Talente mit Jungprofiverträgen und ganztägiger Begleitung nachhaltig zu fördern.

markus.bruetsch@azag.ch



SONJA A. BUHOLZER

Gastautoren äussern in ihren Beiträgen ihre persönliche Meinung. Heute: Sonja A. Buholzer, Doktor der Philosophie, Gründerin und Inhaberin der Zürcher Wirtschaftsberatung Vestalia Vision. Die Bestsellerautorin, frühere Bankdirektorin und Ausbildungschefin ist Beraterin in Wirtschaft und Politik.

oft sittsam-vornehm schweigend, auch wenn ein kräftiges «Nein!» angebracht wäre, haben hier durchaus Anteil. Wer schweigt, der reden sollte, ist immer besonders für die Schweiz und ihre Frauen ist dies also eine herzhaft Einladung, an die eigenen Talente, Stärken und weiblichen Fragestellungen zu glauben. Und dies war spürbar an diesem Kongress: Sachverstand, erstklassiges Bildungsniveau, unternehmerische Innovationen, Kreatives und viel Lust auf die Neugestaltung von Wirtschaft, Politik und Gesellschaft sind die weibliche Kraft, die bislang kaum in die Chefetagen schweizerischer Unternehmen gelangen durfte, weil sie bedrohlich anders ist als Männer-Wirtschaft. Und weil Frauen in der Regel sehr viel (zu viel?) Rückgrat haben und konsequenter ihre Werte, ih-

re Ethik leben. Doch die Wirtschaftskrise kann nur mit dieser Qualität ausgestanden werden. Dazu müssen wir Frauen jetzt ermutigen und Männer beruhigen: Es geht längst nicht mehr um die Verteilung des Machtuchens, sondern um das Überleben nicht nur unserer Wirtschaft, sondern der Gesellschaft. Unsere Welt am Rande des Kollapses, unsere Weltwirtschaft im Sklavengriff weniger, doch umso fatalerer Narzisten, eine politische Realität der Schweiz, die wenig Raum für Andersdenkende und umso mehr für ideologische Endlosdiskussionen bietet, ein Bildungsniveau, das dramatisch sinkt – das alles ruft nach neuen Intelligenzen. Nach dieser Bilanz brauchen wir dringend Frauen mit weiblichem Biss und Erfolgswillen, die nicht nur ein «kleiner Unterschied» zum Mann auszeichnet, sondern auch ihre Bereitschaft, sich mit dem «grossen Unterschied» in die Chefetagen einzubringen. Gemeinsam sind wir stark. Diese Krise bietet eine grosse Chance, endlich narzisstisches Wirtschaften in die eigene Tasche und autistisches Streben nach eigener Karriere zu stoppen, «altes Denken», alte Seilschaften, fatale Vorurteile zu verabschieden und wieder nachzudenken: über Lebens-Unterneh-

Talentierte Schweizer Frauen sollten die Chancen dieser Krise packen und zusammen mit gescheiterten Männern «die Suppe auslöffeln»

mertum und Werte, die unser Leben wertvoll machen: Inhalte vor Verpackung, Spass an unternehmerischer Welt-Gestaltung, kreative Kraft, unsere schöpferische Verantwortung und viele Visionen, die uns auch über Niederlagen hinwegtragen. Umdenken ist angesagt. Der Weg des Miteinanders von Frau und Mann steht im Zentrum. Jene «Joint Leadership» als Grundhaltung, dass beide in ihrem An-

derssein durchaus die perfekte Ergänzung auch und gerade in Entscheidungspositionen von Wirtschaft und Politik darstellen. Der bisherige Ausschluss, besonders von mutigen, unangepassten, intelligenten, begabten Frauen, aus Verwaltungsräten, Geschäftsleitungen, aus praktisch allen Machtpositionen unserer Gesellschaft – besonders in der Schweiz – ist Krisenursache. Nicht etwa, weil Männer grundsätzlich unfähig sind, sondern infolge der fatalen Einseitigkeit von gleichgeschaltetem Denken und Handeln. Wenn keiner mehr neue Fragen stellt, ist Intelligenz immer am Ende. Schliesslich beweisen auch wissenschaftliche Studien, dass Heterogenität die wichtigste Voraussetzung für Innovation ist. Männer brauchen Frauen, um bestehenden Probleme – nicht nur in der Wirtschaft – weltweit zu lösen. Die gute Nachricht: Die demografische Entwicklung wird uns diesen zwingenden Ausgleich in kurzer Zeit liefern. Bereits jetzt zeichnet sich in führenden Wirtschaftsunternehmen das Manko und damit der Run auf die fachlich und menschlich fähigsten und unternehmerisch klügsten Spitzenleute in Europa ab, die Konzerne durch die Krise in die Zukunft führen können. Dieser Wettbewerb hat nicht primär ein Geschlecht, sondern – ein Güte-label. Der Frauenkongress in Zug hat berührt, weil dieses «Lebens-Unternehmertum» spürbar war. Und nun wünsche ich mir, dass die vielen talentierten Schweizer Frauen ihre enormen Chancen dieser Krisenzeit packen, gemeinsam mit ausgewählten, gescheiterten Männern die «Suppe auslöffeln», ihre falsche Bescheidenheit ablegen, ihre weiblichen Stärken jetzt einbringen und unternehmen! Denn die Zukunft unserer Wirtschaft und Gesellschaft liegt jetzt ein grosses Stück auch in Frauenhänden und diesem enormen Potenzial!